

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 4

Artikel: Landeswehr - Frauenehr
Autor: F. Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Verteidigungsregierung seine und seiner Freunde Dienste an.

In der Bewegung der Kommune — teils aus der Not der Arbeitslosigkeit, teils aus dem Grimm über die unfähige Verteidigung der Republik durch die reaktionären Generale hervorgegangen — stellte Vaillant seinen Mann als Mitglied des Rates. Die Kommune fiel. Vaillant wurde zum Tode verurteilt. Er konnte nach London fliehen, wo er seine Studien beendete und dann als Arzt praktizierte. Er kam zu Marx und zum wissenschaftlichen Sozialismus.

Nach der Amnestie kehrte er zurück und wurde bald in den Gemeinderat von Paris gewählt, wo er gleich Faure's die Abschaffung des stehenden Heeres und die Einrichtung einer starken Miliz betrieb.

Vater Vaillant, wie die französischen Sozialisten ihn nannten, war eine bekannte Kraftröschne auf den Kongressen der Internationale, zuletzt saß er 1912 in Basel im Bureau. Bis zum letzten Tage protestierte er mit aller Energie gegen den Weltkrieg. Als er ausgebrochen war, trat er ebenso energisch für die Verteidigung des Landes ein.

Darf man sagen: Vaillant sei umgefallen? Nein! Gleich August Blanqui war er stets Patriot im Sinne des Konvents der großen französischen Revolution von 1792, der die Freiheit Europas im Auge hatte. Sämtlich er sein Land verteidigte, glaubte er der Freiheit zu dienen. Dabei war er stets ein ganzer Mann und wie sein Name: mutig, tapfer. Er hat Deutschland und seine Kultur ebenfalls geliebt. Er war Internationaler und Revolutionär. H. G.

Landeswehr — Frauenehr.

Rings um unser kleines Land tobt der Weltkrieg, ein Menschen- und Völkermorden so schreckgewaltig, daß es alles frühere Schlachtengemälde weit hinter sich läßt. Und neben dem Krieg, dem blutlüsternen Würger und Mörder, geht einher eine gebeugte, gramverzerrte Gestalt, Mutter Sorge, die Not. Die grausame Not, welche die Körper und Seelen aushungert. Die Not, die aus holzwangen Männer-, Frauen- und Kindergesichtern einem entgegenstarrt auf Weg und Steg, zu Stadt und Land. Die grausame Not, die von Monat zu Monat bedrohlicher anwachsende Zeuerung und Arbeitslosigkeit, die das hungernde Menschenkind hintreibt zu Unrecht und Verbrechen, die das nach Liebe verlangende Mägdlein hinlockt zur unwürdigen Tat, zur Preisgabe des eigenen Selbst, der Frauenehre.

Frauen, Mütter! Von dieser Frauennot, die allüberall und besonders dort zu treffen ist, wo der Soldatenrock hauft, möchte ich zu euch sprechen.

Das Beispiel von Oben!

Große Aufregung herrscht gegenwärtig im Lande über die unerhörten Vorkommnisse in unserem schweizerischen Militär- und Heerweisen. An zahlreichen öffentlichen Versammlungen wird über „Volksfreiheit und Militärdiktatur“ in scharfen Worten geredet. Die empörte Stimmung in den Massen ist seit der Obersten-Affäre, dem Neutralitätsbruch, aufs Höchste gestiegen. Aber meiner Überzeugung nach sind für die Zukunft unseres Volkes nicht weniger bedeutsam als die Spionagegeschichten der Obersten die Taten, die sich unser Militär gegenüber wehrlosen Frauen und Töchtern, gegenüber künftigen Müttern, erlauben.

Es war in den Tagen der Mobilisation, da unsere Landestruppen unter Trommelfeuer und Liedersang an die Grenzen marschierten. Da begann deine Leidensgeschichte, armes Schweizermägdlein, wie sie seither in Hunderten von Fällen wiedergekehrt ist.

Du bist armer Leute Kind. Gleich nach Verlassen der Schule mußtest du wie ungezählte deinesgleichen in die Fabrik. Die Jugend hatte dir wenig Freuden gebracht. Doch dein Herz schlug in Erwartung der Zukunft entgegen. Du sehntest dich nach besserer Zeit, nach Sonnentagen voller Le-

ben, Lust und Liebe. Wann kam wohl für dich das Glück und mit ihm der Freier?

Da brach der Krieg aus, der bald die ganze Welt in Mitteidenschaft zog. Der Weltkrieg führte zur Weltkrise. Die Fabrik wurde geschlossen. Das Mägdlein war arbeitslos, ohne Verdienst. Die Not kroch hinein in die Häuser. Doch im Grenzgebiet trat vorläufige Linderung ein durch die Verfügung von „Oben“, daß armer Leute Kinder bei den einquartierten Truppen Suppe und Brot fassen durften. Auch sie ging hin. Daß die freigebigen Soldaten zum Entgelt gerne solch ein frisches Mägdlein gefüßt und zum Schatz gehabt hätten, versteht man wohl. Doch das ging so leicht nicht an. Und sie war fein und hatte brave Eltern. Da verschenkt man sich nicht dem ersten besten.

Doch die Soldaten haben Offiziere. Die sind Stolz und Kühn. Die dürfen sich was erlauben. Sie sind mehr als gewöhnliche Sterbliche. Und Offiziere sind herrische Leute. Sie regieren ihr Pferd und halten die Mannschaft in fester Bucht. Wie sollten sie nicht auch ein zartes Mägdlein zu lenken wissen? Manch „höherer“ Offizier versteht das Fluchen dem Untergebenen gegenüber meisterhaft. Besser oft noch das Flattieren, das Schön- und Zärtlichkeit, wenn ihm ein herziges Kind begegnet. Er kommt und sieht und sieht. Er tut ja so sicher. Wie sollte solch armes Mägdlein nicht sein eigen sein, als süßer Lohn, als Entgelt für seine Landesverteidigung? Ein Leutnant ist doch nicht zu verachten! Und wenn der Major sich's erlaubt, die Chefrau des lieben, im Felde stehenden Militärweizers zu belästigen und jener andere Betreute, besonders couragierte „Höhre“, in dieser Winterfahrt sich einen ganzen Harem hält — — nah also! Nur keine Skruppeln nicht! Es lebe das Vaterland und obendrein die Liebe!

Armes Kind! Deines Mägdlein! Wehre dich! Es geht um deine Ehre! — Und du wehrtest dich. Der dich betören, dir die Ehre rauben wollte, dein Angreifer hatte kein leichtes Spiel. Aber du warst jung und arm; die Seiten waren schwer und es kam die Stunde, da deine Feinheit wich — und die Armut blieb. Eine Zeitlang hattest du deinen Freier. Dann wechselten die Truppen ihre Rantonnemente. Neue „Angriffe“ erfolgten, du Mägdlein, Schweizermädchen, meine Schwester, bist geschlagen und ich weiß nicht, ob du nochmals deine Kräfte sammelst und deine Feinheit und edle Festigkeit zurückverlangst.

Armes Mägdlein! Aber auch armer Reicher, der du gedanktlos dir erlaubst, was du dem Soldaten verbietest. Du ahnst nicht, was du deiner Truppe, der du als Vorbild dienen solltest, zuleide tuft. Du führst sie nicht zum Sieg! Tönt dir nicht das schmerzhafte Schluchzen des Soldaten in den Ohren, der daheim der Mutter fragt: „Man glaubt, daß man sich schlecht aufführen müsse und dann wird man schlecht.“

Ja, schlecht wird man in unserer ersten Zeit durch's Spielen mit dem hohen Gut der Frauenehre und der Manneswürde. Keine schön gebürstete Uniform und keine blitzende Waffe, keine silbernen Schnüre am Arm und keine goldenen Sterne auf der Achsel, helfen unserem Volke vor der Zerfältnis, vor dem Bankrott nach außen und nach innen, wenn es die Selbstzucht nicht mehr übt. Unsere Lage mahnt zum Aufsehen. Das „Ehrenkleid des Vaterlandes“ wird dem Schweizer und der Schweizerin verehrt. Die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Lande wie ein Türke hauft. Denn das ist nicht „echtes Soldatentum“, wenn unser Militär das arme Schweizermägdlein sich erobert und dienstbar macht. Solche Heldentat ist vielmehr — mit Verlaub, ihr Herren Paradeoffiziere, die's grad trifft — Verrat an unserem Volk, Verrat am eigenen Lande.

Die Prezzensur.

In unserer demokratischen Schweiz ist's herrlich eingerichtet für die — Herrenmenschen. Sie halten die von ihnen geschaffene Ordnung fest in ihren Händen. Daß ja das Proletariat, die Massen der Habenichtse, sich still ver-

halten und nicht müssen, wenn im hohen Rat der Militärgötter über des Landes Wohl und Wehe entschieden wird. Und mag er's noch so bunt und garstig treiben, der „Obere“ im reichverschnürten Waffenrock — man drückt die Augen zu und breitet mitfühlend und mitverstehend den weiten grauen Mantel erbarmender Nächstenliebe um den „verdienten“ Helden. Man will nicht wissen, will es gar nicht sehen, wie das Beispiel unserer Offiziere gleich einem fressenden Gift auf die „Unterer“ und auf die weniger Widerstandsfähigen unter der weiblichen Bevölkerung einwirkt.

Eine gewaltige Verantwortung lastet auf den tonangebenden Militärpersonen. Zwar sind in unserer Bevölkerung die abschägigsten Bemerkungen über die Kufführung dieser und jener Offiziere laut geworden. Aber es hätte im Interesse gerade auch des Offizierkorps gelegen, wenn aus dem Volke heraus ein Appell an das Ehrgefühl der Mitverantwortlichen ergangen wäre. Aber das sollte, das durfte nicht sein! Die Preßzensur, der staatlich militärische Eingriff, sorgte dafür, daß nichts ruchbar wurde von all dem, das einen Stein erbarmen mußte. Strenge wurde vom Preßbureau darüber gewacht, daß ja keine die Offiziers- und Soldatenmoral beleuchtenden und bloßlegenden Militärfakale den Weg in die Öffentlichkeit, in die Zeitungen, etwa gar in die sozialdemokratischen Hebblätter, fänden.

Pflichteifrigst bedeutete der Offizier im Zensuramte der Redaktion der „Berner Tura“, die eingesandte Skizze vom Schweizermädchen nicht aufzunehmen. Als schließlich die „Berner Tagwacht“ die Geschichte abdruckte, beorderte der Preßensor, der arbeitsarme Oberleutnant und Doktor der Rechte, den Artikelschreiber auf sein Bureau. Hier sollte er auf Verlangen des Preßbüros der Bundesstadt die ganze Angelegenheit widerrufen. Ja, noch mehr! Man wollte ihm das Versprechen abnötigen, künftig nichts mehr derartiges zu schreiben. Selbstverständlich müßten diese Einschüchterungsversuche nichts. Ich habe noch öfters in der nämlichen Angelegenheit zur Feder gegriffen. Denn ich bin einmal der Überzeugung, daß nicht das Veröffentlichen schlimmer Dinge, sondern die schlimmen Dinge selber ein Skandal sind. Vergebens haben wir in den weiteren Tagen der Mobilisation darauf gewartet, ob nicht eine höhere Auffassung von der Verantwortlichkeit des Militärs unserer Bevölkerung gegenüber aufkomme. Eher das Gegenteil trat ein. Wie die „Tagwacht“ sehr richtig bemerkte, hat man — wohl nicht ohne Interesse — ein milderndes Handhaben der Militärgezege vor allem bei Sittlichkeitsvergehen der Militärpersonen angeordnet. Das Schweizermädchen sollte offenbar schutzlos und vogelfrei bleiben.

Wie es weiter ging und wie es immer noch geht.

Angesichts der schlimmen Lage unserer weiblichen Bevölkerung ist wohl die Frage berechtigt, was denn bisher zu ihrem Wohle geschehen sei. Schutz haben unsere gefährdeten Mädchen wenig gefunden, höchstens etwas Pflege, wenn das Unheil da war. Unsere Spitäler nahmen sich der Unglücklichen an. Die Genfer Hebamenschaft sucht seit der Mobilisation in einer bekannten Zeitung fast in jeder Nummer durch ein bis vier Anserate ihre Kunden. Die Behörden schoben je und je die verdorbensten Mädchen in die Korrektionshäuser ab. Wie weit der vorhandene Schaden wieder gut gemacht werden konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Ich will an einem Beispiel zu zeigen versuchen, wie gegenwärtig dieses „Gutmachen“ gerichtet.

Am 19. November 1915, als eben der Tag der Auffassung des Artikels vom „Schweizermädchen an der Grenze“ sich jährte, kam eine Frau in mein Haus. Sie ersuchte mich, ihrem etwa zwanzigjährigen Mädchen aus der Not zu helfen. Es war ihr Pflegekind gewesen und hatte vor dem Kriege in einer Uhrenfabrik sein Brot verdient. Die Tochter war, obschon etwas beschränkt, brav und treu, bis der Krieg ausbrach und sie die Arbeit verlor. In ihrer Arbeitslosigkeit ging sie in eine Wirtschaft und verdingte sich als Küchenmädchen. Dort hatte sie beständig mit dem Mili-

tär zu tun und geriet in ein erbärmliches Leben. Schließlich hat eine Genossin, ein Mitglied des Arbeiterinnenvereins am Orte, mit der Pflegemutter Rücksprache genommen und ihr geraten, die Tochter aus ihrer verderblichen Stelle zu entfernen. Es fand sich für sie ein Platz bei einem Bauern auf einem großen Hof. Aber das Mädchen zog auch dort bald die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich und ging am Sonntag mit ihnen in die Kantonamente. Die Bauernleute wollten sie unter solchen Umständen der Kinder halber nicht länger behalten. Das Mädchen aber, an die Liederlichkeit gewöhnt, begehrte nicht nach Hause. Das Militär habe ihr gesagt, sie solle nach Paris gehen. Dort könne sie ein Zimmer mieten und ganz frei sein. Was ich hier erfuhr, wurde mir später noch von anderer Seite bestätigt.

Welche Hilfe war da möglich? Zunächst gelang es, den erbosten Pflegevater zur Wiederaufnahme des Mädchens zu bewegen. Dann sprach ich bei der Witfrau vor, unter der das Mädchen in der Fabrik arbeitete und hernach beim Fabrikherrn selber. Den Tag darauf arbeitete die Tochter wieder wie vor dem Krieg und hatte ihren Verdienst. Die Freude in ihrem Familienkreis war nicht gering. Sie kam in der gleichen Woche schon mit ihrer Mutter in den Abstinentverein. Beide unterschrieben bald darauf für die Dauer eines halben Jahres. Mit der Tochter aber ging eine erfreuliche Veränderung vor, äußerlich und seelisch. Sie wurde wieder das frohmütige Wesen von früher, das auf alle meine Fragen bereitwilligst Bescheid gab. Die Familie selber hat das alte ungesunde Stadtlogis mit einer neuen Wohnung vertauscht, wo die Kinder sich zweifellos besser entfalten können. Aber diese Besserstellung ist vielleicht nur von kurzer Dauer. Schon hat sich ein Gegenwind, der Neid der Menschen, wider diese Leute erhoben. Böse Zungen reden. Gewiß, wir haben es da mit wirtschaftlich tief stehenden Leuten, mit einer sehr armen Proletarierfamilie zu tun. Und wenn es uns gelänge, das eine Schweizermädchen zu heben und zu beglücken, so sind inzwischen zwanzig andere verderbt.

Es hat mich gefreut, daß von Seiten der sozialistischen Frauen der Anstoß kam, um diesem armen Mädchen zu helfen. Aber diese Hilfe ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dieses vereinzelte Doktern ist durchaus unzulänglich. „Die Kinder der Welt“, unsere Militärs, sind klüger als wir Sozialisten, welche die Sache der Schwachen und Unterdrückten verfechten. „Die Kinder des Lichts“, alle Streiter für das Recht der Ausgebeuteten müssen viel systematischer und geschlossen den Kampf gegen die Pest, die im Dunkeln schleicht, führen. Wir müssen auch diesen inneren Feind, die rücksichtslose Genußsucht der oberen Kreise, schonungslos entlarven. Denn die Kinder der Armen haben die Reche zu bezahlen für die freundeidgenössische Unzucht, wie sie so ungestört in dieser „großen Zeit“ getrieben wird. Schließlich verfaulst unser ganzes Volk oder zunächst wenigstens die Grenzbevölkerung, wenn die „Vaterlandsverteidigung“ in diesem Stil weitergeführt wird.

Die Wirkung nach unten.

Zum Beweise dafür, daß das soeben Erzählte nicht bloß polternde Worte sind, möchte ich die Lefer und Leserinnen mitten hinein unter das Grenzvolk in unserer schönen Juralschaft führen. Wir werden dabei, auf Grund vorliegender Tatsachen einen Ausblick tun, der uns um die Zukunft unserer Landbevölkerung in Sorge versetzen muß.

Es war an einem der ersten Tage des neuen Jahres. Berufsgeschäfte nötigten mich, in eine abgelegene Ortschaft unseres Tales zu wandern. Ich entsteige der Post und besorge in einer Familie, deren Vorsteher, der Vater, als Trinker jung gestorben ist, Armgeschäfte. Die Mutter erzählt von den zwei schulentlassenen Mädchen, die in der unlängst eröffneten ungefunden Lumpenfabrik infolge der elenden Belohnung und Behandlung stark geworden sind. Ich kenne das Elend und gehe weiter.

Im nächsten Haus, das ich aufsuchen muß, klagte die

Bauersfrau in ergreifenden Tönen über das geplagte Leben, das sie und ihre Familie seit der Mobilisation durch die Einquartierung des Militärs durchmachen müssen. Sie ist froh, durch Wegzug der Dual bald zu entgehen. Ihr Mund verschweigt, was ihre ängstlichen Augen aussprechen: Ihr Pflegekind, das Trinkerkind, erwartet, kaum fünfzehnjährig, ein Soldatenkind.

Im dritten Hause, zu äußerst am sonnig gelegenen Dorf, liegt eine ähnliche Sorge in der Luft. Das älteste Mädchen der großen Kinderschar muß, da der Vater sich ebenfalls dem Trunk ergibt, verdienen helfen. Am Platze, den ich seinerzeit dem Landkind bei einem Bauern verschaffte, konnte es nicht mehr bleiben, da es den Kopf beim Militär statt bei der Arbeit hatte. Nun geht es in die Fabrik mit Sinnen und Gedanken, die bei den Soldaten sind.

Mit gedrücktem Herzen wanderte ich weiter durch die einsame Gegend felsdein. Mein Ziel war eine ärmliche Behausung auf der Sonnenhalde eines sanften Hügels. Dort drinnen habe ich einst eine Taubfranke besucht. Sie frönte dem Trunk und litt an der Schwindfucht. In meinem Leben vergesse ich nie das Wort, das sie damals der Erzählung ihrer Erlebnisse beifügte. Wie ein Fluch klang von den Lippen der Sterbenden das Bekenntnis: „Es ist etwas Entsetzliches, eine Frau zu sein.“ Ihr Mann, der Witwer, mit den vielen Kindern, ist ein roher Trunkenbold. Die Söhne arbeiten auswärts. Zu Hause bleibt tagsüber die taubstumme Tochter mit ihrem etwa vierjährigen unehelichen Knaben. Auch der rothaarige Bub ist taubstumm, so daß ich, als sich das Küchenfenster öffnete, meine Stimme nicht stark anzustrengen brauchte. Die Tochter deutete nach dem Wald hinüber und zeigte, um sich noch verständlicher zu machen, auf ein paar Kienhölzer auf dem Fensterbrett. Das sollte offenbar bedeuten: „Der Vater ist im Holz.“ Die Taubstumme brachte Papier und Bleistift. Ich schrieb einen Gruß und beste Wünsche zum neuen Jahr für den Vater. Dann zog ich noch weiter den Hügel hinauf.

Ein gutes Jahr wird's zwar in Holzhausers Haus nicht werden. Denn auch sein taubstummer armer Tropf, der längst samt dem vierjährigen Tröpflein hätte in einer Anstalt versorgt werden sollen, erwartet ein Soldatenkind. Das Militär nistete sich auch in der verlorenen Hütte am Hügel ohne Rücksichtnahme ein. Es war einer vom Bat..., und zwar, wie die werdende Mutter in ihrer Zeichensprache behauptet, einer mit Streifen am Arm. Der wird sich rühmen können, dem Vaterland das aller Vorausicht nach taubstumme Kind beschert zu haben. Aber es werden noch andere einen Teil der Schuld an diesem bedauerlichen Fall auf sich nehmen müssen. Der Familienvater, der Trinker, ist nicht mehrzurechnungsfähig. Er schiebt alles auf die Gemeinde und sagt: „Ich wollte, meine Tochter bekäme zehn Kinder, so wüßte die Gemeinde, was sie zu tun hat.“

Auf die Nachbarn am Fuße des Hügels ist auch kein Verlaß. Die wohnen im sogenannten „Klein-Basel“ der Ortschaft und werden jenseits des Baches als „Schnäpferbande“ bezeichnet. In „Groß-Basel“ aber regiert der kurzsichtigste Eigennutz. Die Reichen hüten ihren Besitz und überlassen die Mitbürger ennet dem Bach und vor allem die Leute im Berghäuslein ihrem Verderben. Und die allmächtige Militärgewalt? Die hat über die Häupter der in Trunk und Armut zugrunde gehenden Leute hinweg in der Zeit der Mobilisation für viele tausend Franken eidgenössisches Geld in den Berg verpüllert. Wie sehr man höhern Orts auf diesem Artillerie-Ubungplatz um den Landesschutz bemüht ist, darüber ließ ich mich von einer gutherzigen Frau im Dorfe belehren. Diese hatte den Oberleutnant und zwei andere „Oberen“ mit Hauptmannsrang, die bei ihr einquartiert waren, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, in welche das Taubstummelein durch den Soldatenbesuch gerate. Die Antwort der Offiziere war: „Da können wir nichts tun! Das Mädchen läuft den Soldaten nach.“

Das ist ein verzweifeltes Bekenntnis. Was haben die Herren „Oberen“ — die Paradeoffiziere, die's trifft, sind

gemeint — sich nicht alles geleistet, um unsere Bevölkerung durch ihre tonangebende Lebensführung zu verderben! Und wie wenig vermögen sie, wenn es gilt, wirklich zu helfen. Allmächtig sind sie im Schlimmen, im Zerstören — ohnmächtig im Guten, im Rüdzlichen! Es ist eine furchtbare Tragik, daß unsere Männer im Wehrkleid, die des Volkes Unabhängigkeit schützen sollen, des Volkes Glieder in Knechtschaft und Vereinigung hineinbringen. Indem wir wähnen, daß unser Militär das Land vor dem Abgrund bewahrt, stürzt es sich auf unsere Schwäche und versetzt uns den Todesstoß. Denn es glaube nur niemand, daß die Hütte der Taubstummen auf dem Hügel für unser Volk nichts zu bedeuten habe, daß ohne Schaden für die Gesamtheit zahllose Männer und Frauen aus Kummer und Verdröß sich dem Trunk ergeben und daß ohne Folgen für die Völsgesundheit die Sitten im Verkehr der Geschlechter sich verschlimmern!

Das alles sind Vorboten des Niederganges unserer Volkskraft. Von der Grenze her, die jetzt der Zummelplatz der eidgenössischen Herrenmenschen und ihrer Herde ist, wird sich das verbündende Gift immer mehr ins Innere des Landes schleichen, wenn wir uns nicht rechtzeitig gegen unser eigenes Militär in den Verteidigungszustand setzen und gebieten: „Bis hierher und nicht weiter! Wir gehen nicht mit in den Abgrund. Wir setzen uns zur Wehr!“

Der Wehrdienst der Frauen.

Frauen, Mütter im Schweizerland! Wie wehren wir uns? Man hat bisher stets nur vom Wehrdienst der Männer gesprochen. Über ihm muß der Wehrdienst der Frauen zur Seite gestellt werden. Eine neue Art der Vaterlandsverteidigung muß unter uns auftreten, wenn wir nicht bald schon zum schmerzlichen Ruf der Krieger von Neuenegg gelangen wollen: Wir haben die Schlacht gewonnen und das Vaterland verloren! „Das Vaterland“, welches zu schützen ist, besteht nicht zum kleinsten Teil aus Mädchen und Frauen, deren Recht und Ehre überall zerstreut wird, wo der Militarismus regiert. Da kann nur durch Selbsthilfe der Frauen eine Besserung eintreten, durch die Organisierung ihres Wehrdienstes, wie ihn die geschilderte Not verlangt.

Warum können die Männer nicht recht für das Wohl der Familien, für den Schutz des weiblichen Geschlechts in dieser Kriegszeit kämpfen? Nicht, weil sie weniger taugen als die Frauen. Aber sie sind in Beschlag genommen durch einen Dienst, der keinen wirklichen Schutz bringen kann. Sie sind eingelebt und eingeschworen auf den Militärdienst. Der ist zu einem Götzendienst geworden. Die Männer alle, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt sind, leiden unter ihm. Unser Soldatenleben mit seinem preußischen Drill wirkt verknedlend, geistesstötend. Die besten Triebe im Menschen, der Freiheitsinn, der Bürgerstolz der Demokraten, der hochgemute Weltbürgeregeist, dürfen sich in unserem Heere nicht entfalten. Der Todendrang findet kein erhebendes Ziel. Gerade die Besten unter uns seufzen unter der Abstumpfung, die mit dem Kadavergehorsam, dem brutalen Zwang des Waffendienstes, uns befällt. Man bildet im Militär die Leute zum Vernichten des Lebens, zum rücksichtslosen Töten aus. In solchem Zusammenhange betrachtet, sind die Ausschweifungen der Soldaten, denen das Schweizermägdlein zum Opfer fällt, nur logisch. Gener Preßzenor hatte völlig recht, als er mir seinerzeit zu bedenken gab, daß immer und überall, in andern Ländern noch mehr als bei uns, im Soldatenleben die „Liebe“ eine große Rolle spielle. Ich bin jetzt selber tief überzeugt davon, daß es „echtes Soldatenleben“ ist, wenn unser Militär das arme Schweizermägdlein sich erobert und dienstbar macht. Das ändert nichts daran, daß solches Beginnen Verrat an unserem Volke ist. Wenigstens so weit ist das Verständnis in dieser Sache unter uns gereift, daß man versteht: Kriegsglüste und Vatdesverrat fallen zusammen.

Genossinnen, zu den Waffen!

Bor allem an euch, sozialistische Frauen, Arbeiterinnen, ergeht der Ruf: „Nehmt euch des bedrohten Schweizermägdleins an. Schützt, rettet es!“ Ihr kennt seine Not, weil diese Not auch die eure ist. Ihr, die arbeitenden Frauen, wißt, wie schwer es hält, im Harten Alltag und erst heute in der furchtbaren Kriegszeit nur das nackte Leben zu fristen! Ihr seid es, die zu allen Zeiten wirksame Heldentaten verrichtetet. Ihr müßt euch, bei Tag und Nacht, ohne Unterlaß, Brot herbeizuschaffen für die darbenden, die hungernden Kinder. Zu euch, den Proletarierfrauen, lebt eine unverwüstliche Arbeits- und Schöpferkraft. Ihr, die ihr als Mütter oft unter namenlosen Entbehrungen, unter doppelter Berufslast, das neue Leben hervorbringt, ihr allein kennt keinen Wert, keine Bedeutung. Niemals förmittet ihr dazu kommen, das unter Dualen und Leiden erstandene Menschenleben grausam zu zerstören, zu morden. Daher ist der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, euer grimmigster Feind, weil er blutschmaubend darauf lauert, euch in euren Männern und Söhnen das Deuerste zu rauben, Leben von eurem Leben.

Ihr Sozialistinnen, ihr proletarischen Mütter, zu den Waffen! Schärft euer geistiges Rüstzeug! Organisiert euch zum Wehrdienst! Den Kanonen und Mörsern, den Bomben und Granaten, dem barbarischen Bluthandwerk des Militarismus stellt entgegen die wehrhafte Feste, die alle Schrecken zu bezwingen vermag: Die organisierte Mutterliebe. In ihr ruht die gewaltigste Kraft, die Urgewalt alles Seins. Eure Dienstpflicht sei im Gegensatz zur militärischen nicht Abstumpfung, sondern Weckung des Geistes in den Proletariermassen, in den arbeitenden Frauen und Mädchen. Vereinigt, sammelt sie in den Organisationen, in den Berufsvereinen, den Gewerkschaften, in den Genossenschaften und in den sozialdemokratischen Frauen- und Töchtervereinen. Lehrt sie, indem ihr die Ziele der Menschen- und Völkerverbrüderung immer klarer zu erfassen versucht, das eigene Leben verstehen. Lehrt sie bewußt Denken, unermüdlich forschen und verständig urteilen über die vielen Fragen des Wie und Warum im Wirtschafts- und Weltgeschehen. Lehrt sie im eigenen Schicksal den Lebensgang der Millionen Arbeitsbrüder und -schwestern schauen und erkennen. Dann wird der suchende Verstand und das fühlende, denkende Herz den einzigen richtigen Weg zur wahrhaften Kraft von selbst finden. Den Weg zum gemeinsamen Kampf aller wirtschaftlich Schwachen, aller geistig und seelisch Vernehrten gegen die Tyrannie der mit Hilfe des Systems der Volksverdummung und Volksausbeutung aufgerichteten Faulenzer- und Parasitentwirtschaft der Geld- und Bodenbesitzer.

Proletarierfrauen, Arbeitermütter! Euer mit den geschärften geistigen Waffen zu führende Wehrdienst ist schwerer als aller Soldaten-, als aller Kriegsdienst. Dieser erzielt nur Zerstörung an blühender Menschenkraft, an unersetzlichen Lebens- und Kulturgütern. Der Wehrdienst der Frauen dagegen ist Lebenserhaltung, Kulturbefähigung, ein Empor für alle zum Licht und zur Freiheit.

F. Z.

Ich leide nicht umsonst.

Die Putzfrau in unserer Haushaltung hat ein so schweres Los zu tragen, daß ich mich immer wieder darüber wundere, daß sie unter ihrer Last nicht zusammenbricht. Sie ist mit einem Manne verheiratet, der durch seinen brutalen Eigennutz, seine immer häufiger werdende Arbeitschau ihr nach Kräften Arbeit, Sorgen und Leid aufgebürdet hat. Sie hat neun Kinder zur Welt gebracht, zwei davon kamen infolge von Unglücksfällen ums Leben. Sie sah sich durch die Pflichtvergessenheit ihres Mannes genötigt, sich noch außerhalb ihrer Haushaltung als Wäschherin und Putzerin Fahr und

Tag um ihrer Kinder willen abzuplagen wie nur je eine Mutter.

Die zwei ältesten Buben sind seit etwa drei, vier Jahren verdienstfähig. Einer davon erhielt infolge eines Unfalles, der seine Arbeitsleistung nur unbedeutend herabsetzte, vierzehnhundert Franken Entschädigung. Die Mutter befand sich damals mit den fünf kleinen Kindern gerade in Not. Nur durch Zwang konnte der Vater dazu gebracht werden, der Mutter von seinem Gelde einige zwanzig Franken zuzummen zu lassen. Bald nachher, als das Geld zur Neige gegangen war, wurde der Junge wegen Diebstahl mit einigen Monaten Gefängnis bestraft und verlor natürlich seine Arbeitsstelle. Mittellos wie er war, floßte er wieder an der Türe seiner Mutter vor. Sie sah ihm auch wieder öffnete. — Der zweite des ältesten Bruderpaars ist von gleicher Un dankbarkeit und Härte gegenüber seiner Mutter.

Meine Proletarierfrau beklagt sich selten. Ihre abgearbeiteten Hände und ihr ausgemergelter Körper aber lassen darauf schließen, daß das ihr fast täglich zugemessene Maß von Arbeitsleistung ihr oftmals physische Dual verursachen muß. Ich habe auch bei ihr noch nie ein fröhliches Lachen, fast immer dagegen den Ausdruck der Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit beobachtet.

Und was ist der Sinn dieses Lebens, der Zweck dieser Dual? Daß beides, Leben und Dual, vielleicht noch um die Bugabe Laster vermehrt, wieder in sieben weiten Menschenexemplaren fortgeführt und weiter gegeben wird? — Ich weiß, der Lebenswillen unserer Proletarierfrau entspringt fast ausschließlich ihrem Mutterinstinkte. Als ich sie kennen lernte, war in ihr jedoch schon jede Energie gebrochen, ihrem Leben noch einen andern Inhalt zu verleihen, als: Arbeitstier bis zur völligen Erschöpfung zu sein, um sieben weitere Arbeitstiere aufzuziehen. Freilich etwas Genseithoffnung läßt als schwankendes, unsicheres Lichtlein ihr Leben nicht ganz zur Nacht der Verzweiflung werden, ist aber viel zu schwach, um es auch nur vorübergehend zu erhellen.

Welches ist aber der Sinn dieses Daseins, der Zweck dieser Dual, von einem andern Standpunkte aus als dem des bloßen Einzelmenschen? Wem kommen die Leiden dieser Frau zugute? Etwa ihren Kindern? Nein, aller Voraussicht nach gehen auch diese wieder als geplagte Proletarier durchs Leben, gleichsam als siebenfache Fortsetzung des Schicksals ihrer Mutter. Wohl die furchtbarste Tragik dieses Schicksals liegt eben darin, daß durch all die Dual niemand gefördert wird, sie niemandem zugute kommt.

Nicht alle Proletarierinnen tragen so schwer wie meine Proletarierfrau. Aber bei allen stumpft sich infolge von Überarbeitung und Sorgen das Menschenbewußtsein ab und was bleibt, sind mehr oder weniger die Gehirnprodukte eines Arbeitstieres, das nicht rebelliert, solange sein Futtertrog nicht ganz leer ist, es auf einem Lager seine müden Glieder strecken kann und ihm noch soviel bleibt, daß seine Jungen nicht ganz verkommen müssen. Und doch, wenn für den Armen kein anderer Sinn des Lebens existierte, als sich von Arbeit, Armut und Sorgen an Leib und Seele ausmergeln zu lassen und nebenbei für seine Fortpflanzung bedacht zu sein, dann wären für ihn die besten Augenblicke seines Lebens die, da er sein Menschwerden verflucht.

*

Wir werden in dem Maße Nur arbeits tier, als wir unsere Arbeit, unsere Sorgen, unsere Leiden als etwas für sich allein Bestehendes hinnehmen, in dem Maße, als wir unser Leben nur für uns leben. Wir retten den Menschen in uns in dem Grade, als wir unser Los mit dem anderen verbinden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der Regel die gleichen Schicksale die Menschen zusammen koppeln. So sucht die Proletarierfrau Anschluß bei der Proletarierfrau. Wenn ich von einer Verbindung der Schicksalsgenossinnen spreche, so denke ich freilich zuerst an die Arbeiterinnenorganisationen. Aber ich habe noch etwas Wichtigeres im Auge. Die Organisation ist das Neuherrn. Ihre Kraft gewinnt sie erst durch den innern